

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Band: 4 (1947)
Heft: 1-2

Artikel: Zur Handschriftenausstellung der Ambrosiana in Luzern
Autor: Bruckner, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da das Vollkommene, dem der Buchkünstler nachstrebt, wie alles Vollkommene immer ein wenig in der Nähe des Langweiligen steht und von Unsensibeln mit diesem verwechselt wird, so hat es, zumal in einer Zeit, die auf handgreifliche Neuheiten ausgeht, keinerlei Werbekraft. Ein wirklich gut gemachtes Buch ist nur von einer Elite als solches erkennbar; die übergroße Mehrzahl der Leser empfindet seine exzeptionelle Qualität nur dumpf. Ein wirklich schönes Buch muß auch äußerlich «nichts Neues», sondern soll «nur» vollkommen sein.

Ein gewisser, unechter Teil des Buches allein, der Schutzumschlag des Buches, bietet die Möglichkeit, die formale Phantasie schweifen zu lassen. Es ist zwar kein Fehler, diesen dem Buch und

seiner Typographie anzugleichen, doch ist er in erster Linie ein kleines Plakat, das den Blick auf sich ziehen soll, und wo vieles erlaubt ist, das im Buche unschicklich wäre. Leider ist auf Kosten der heutigen farbenprächtigen Schutzumschläge der Einband, das eigentliche Kleid des Buches, oft arg vernachlässigt worden. Viele Leute huldigen, vielleicht daher, der Unsitte, die Schutzumschläge aufzubewahren und die Bücher mit ihnen in den Schaft zu stellen. Ich begreife das noch, wenn der Einband dürftig oder gar häßlich ist; doch gehören Schutzumschläge in den Papierkorb wie Zigarettenschachteln.

Im Buche selbst aber ist Selbstentäußerung die oberste Pflicht des verantwortlichen Entwerfers. Er ist des Textes Diener, nicht sein Herr.

A. Bruckner | Zur Handschriftenausstellung der Ambrosiana in Luzern

(In Freundschaft gewidmet Prof. Leslie Webber Jones in New York)

Kaum eine Epoche hat in der Geschichte der Bibliophilie eine so große Bedeutung wie die Renaissance.¹ Unter dem Einfluß der neuen geistigen Bewegung gewinnt das Buch eine ungeahnte Macht. Es steht im Vordergrund des geistigen Lebens. Durch das Buch sucht sich der Leser eine Vorstellung von der antiken Welt zu machen, sich die Persönlichkeit des Autors lebendig vor Augen zu stellen, in ein inniges persönliches Verhältnis mit ihm zu treten. Das alte geschriebene Buch vor allem, der Codex des 9. bis 12. Jahrhunderts, ist die wichtigste Quelle der neuen Bewegung. Die Wiederentdeckung des Altertums durch den Humanismus ist daher nicht so sehr

archäologisches Aufspüren und Erforschen der Antike, ist weit mehr ein über die mittelalterliche Bücherwelt hinweg und durch sie hindurch erfolgendes Zurückdringen zu den literarischen Schätzen der Alten, zu ihrer Gedankenwelt, zur unendlichen Fülle ihrer großen Ideen und Erkenntnisse.

Dieses einzigartige Verhältnis des Humanisten zum Buch beherrscht die Lage, verleiht all dem einen bestimmten Wesenszug. Damit hängt es zusammen, daß das 15. und 16. Jahrhundert eine unvergleichliche Blüte der Bibliophilie, des Büchersammelns, des Bücherkultes war, von einer geistigen Höhe, einer formalen Schönheit, einer Dichte der Erscheinungen wie nie wieder seither. Ein jeder sammelt Bücher. Vom einfachen Bürger aus dem Handwerkerstande bis zu den Reichen und Mächtigen der kleinen und großen Stadtrepubliken, bis zu den prunkliebenden Duodezfürsten, den herrlichen, alles in den Schatten stellenden Souveränen im weiten Abendland, bis hinauf zu Kaiser und Papst – alles sammelt, sammelt mit einer beispiellosen Leidenschaft, mit einer inbrünstigen Hingabe an dieses kostbare Geschenk der Vergangenheit.

In der Tat lohnte sich das Sammeln. Es war damals noch leicht, sich eine Bibliothek kostbarer

¹ Der vorstehende, auf Wunsch des Präsidenten der Schweiz. Bibliophilen-Gesellschaft, Herrn Dr. h. c. E. Stickelberger, entstandene Beitrag lehnt sich vorwiegend an den von mir im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, Jg. 40, Nr. 36, vom 8. September 1946, veröffentlichten Aufsatz «Tausend Jahre italienische Buchkunst» an. Im Gegensatz zu diesem aber verfolgt er vor allem die Entwicklung der Buch- und Schriftkunst in Italien in der Spätantike und im Frühmittelalter. Die Absicht des Verfassers, einige Codices ausführlicher zu behandeln, konnte leider nicht ausgeführt werden, da die Hss. nicht für längeres Studium zur Verfügung gestellt wurden. – Ohne auf das vorhandene Schrifttum sowohl über die Biblioteca Ambrosiana wie über die Buchausstellung der Ambrosiana in Luzern einzugehen, was nicht in der Absicht des Schreibenden lag, sei doch auf den schönen, mit prächtigen Bildern ausgestatteten Aufsatz Alfred A. Schmidts, «Die Spur der Geschichte in den Handschriften der Ambrosiana», in DU, Jg. 1946, Nr. 10, verwiesen. Dort findet der Bibliophile insbesondere die jüngeren, durch ihre Miniaturen so berühmten Codices der Mailänder Bibliothek in ausgezeichneten farbigen Reproduktionen wiedergegeben.

Werke anzulegen. Wer einigermaßen etwas von Büchern verstand, konnte sich ohne große Mittel eine für heutige Begriffe unschätzbare Büchersammlung schaffen. Gebot er über reichliche, dann vermochte er Sammlungen zu begründen, die auch zu ihrer Zeit schon die Bewunderung und den Neid vieler entfachten. Man bedenke: Die wichtigsten mittelalterlichen Fundstätten mit alten Handschriftenbeständen, vorab die Benediktinerklöster, befanden sich im frühen 15. Jahrhundert oft in einem kläglichen geistigen Zustand. Sie waren verweltlicht, hatten mehr Sinn für ökonomische und politische Dinge als für Wissenschaft und Literatur. Ihre Bibliotheken waren darob verwahrlost, die alten unleserlichen Handschriften kaum mehr beachtet, die Pergamente verfaulten in dumpfen Verliesen. Den hohen Wert ihrer alten Manuskripte kannten die Mönche nicht mehr. Gerade aber diese Stätten besaßen die wertvollsten Handschriften aus dem späten Altertum und dem Frühmittelalter. In vielen Jahrhunderten hatten sie sorgfältig bis an die Schwelle der neuen Zeit das großartige geistige Erbe der Alten für die Nachwelt gehütet.

Nicht umsonst haben die findigen Gelehrten Italiens, später die andern Abendländer, sich mit unbeschreiblicher Wonne auf diese Fundgruben gestürzt und daraus ihren Nutzen gezogen. Die Wiederentdeckung des Altertums war vor allem eine Wiederentdeckung der alten Klassikerhandschriften, die nun wieder ans Tageslicht gezogen, erforscht, veröffentlicht wurden und das geistige Leben der Epoche mit einem neuen Inhalt erfüllten. Mit dieser Wiederentdeckung und nachfolgenden Verschleppung setzte freilich eine der verheerenden Umlagerungen organisch gebildeter Bibliotheksbestände ein, verbunden mit ungeheuren, nie wiedergutzumachenden Verlusten an einzigartigen Manuskripten.

Entstanden im 15. und 16. Jahrhundert allüberall Bibliotheken, meist privater Hand, so kann man dies – in einem so großen Umfang – jedenfalls bereits von den jüngeren Zeiten, ab der Wende zum 17. Jahrhundert, nicht mehr ohne weiteres sagen. Die Möglichkeiten zu so phantastischen Gründungen, wie sie die Früh- und Hochrenaissance boten, hatten sich ganz erheblich verschlechtert. Das einst glühende Interesse einer Welt am Buch war mählich erkaltet, machte mehr dem sehr individuellen Interesse einzelner großer Persönlichkeiten Platz. Der Büchermarkt war zudem ein anderer geworden. Die einst ge-

plünderten Klöster hatten inzwischen den Sinn für diese kostbaren Altertümer, in deren Besitz sie seit undenklichen Zeiten waren, geweckt, und was sie einst viel zu entgegenkommend gezeigt, verschlossen sie nun um so engherziger der Wissenschaft. Alte Handschriften zu erwerben setzte weitausgedehnte Beziehungen voraus und kostete Geld und nochmals Geld, viel Geld. Neben die Handschrift, die das Hauptobjekt der Bücherleidenschaft der Renaissancemenschen gewesen, trat nun überdies das gedruckte Buch, das reiche Gebiet der Graphik.

Die Bibliotheksgründungen dieser Zeit unterscheiden sich von den großen und kleinen Büchersammlungen der Renaissance nicht unerheblich. Neu sind jetzt vor allem Forschungsbibliotheken, die bestimmten Zwecken dienen sollen. Oder es handelt sich um eigentliche bibliophile Sammlungen, bei denen das Kostbare den Ausschlag gibt, kostbare Einbände, kostbare Miniaturen. Das innige Vertrautsein des Besitzers mit dem Buchautor ist am Verschwinden. Hinzukommen neue Probleme, die mit dem Buch als solchem kaum etwas gemein haben. Von Grund auf hat sich ja die Welt in den vorangegangenen Jahrzehnten gewandelt, seitdem das religiöse Moment die Zeit einseitig zu beherrschen begann. Dieser Tatsache ist auch der neue Bücherliebhaber untergeordnet. Bei all diesen neuen Sammlungen spielt die Theologie eine nicht zu verkennende, oft sogar wesentliche Rolle, obschon der Späthumanismus aus seiner Neigung zur Antike auch kein Hehl machte.

Unter den sehr bemerkenswerten Bibliotheksschöpfungen dieser Epoche stehen neben eigentlichen Fach- und Arbeitsbibliotheken bedeutender Gelehrter recht eigentliche bibliophile Büchersammlungen, entstanden aus der Leidenschaft zum Buch, sagen wir zum schönen und kostbaren Buch schlechthin, und dazu kommen Forschungsbibliotheken im neuen Geist.

Italien zählte damals zu den bücherreichsten Ländern. Hier entstand z. B. vor 1600 die glanzvolle Bibliothek des Gian-Vincenzo Pinelli (gest. 1601) von Padua. In Frankreich – man erinnere sich an den lesenswerten Essay Michel de Montaignes über die Bibliophilie seiner Zeit – schuf der große Staatsmann und Historiker Jacques-Auguste de Thou (1553–1617) eine reichhaltige Sammlung an Drucken und Handschriften, die er auf seinen vielen Reisen durch Italien, Frankreich, die Niederlande zusammengebracht. Diese

Bibliotheca Thuana, eine typische Gelehrtenbibliothek, gelangte auf manchem Umweg schließlich in das Eigentum des französischen Staates und damit in die Bestände der Bibliothèque Nationale zu Paris. Mazarin und Colbert folgten später dem Beispiel ihres berühmten Vorgängers. Ein Zeitgenosse de Thou's war Jacques Bongars (1554–1612), Staatsmann wie er und in hohem Maße philologisch und historisch interessiert. Seine mit erlesenem Geschmack und großer Kenntnis zusammengebrachte Bibliothek, der Grundstock der Stadt- und Hochschulbibliothek zu Bern, ist durch ihre hervorragend wertvollen Manuskripte eine der wichtigsten unseres Erdteils. Nicht viel jünger ist die stattlichste Pariser Privatbibliothek der Zeit, die Nicolas-Claude Fabri de Peiresc (1580–1637) gründete. In Spanien entstand in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die berühmte Bibliothek des Escorial, auf Veranlassung Philipps II., leider 1671 zum größten Teil verbrannt. Ein Seitenstück dazu stellt die bedeutende Bibliothek des kaiserlichen Hofes in Wien dar, ausgezeichnet durch wertvolle Manuskripte, Drucke und Graphika. Größere Bibliotheksgründungen sind sonst für das damalige Deutschland nicht zu verzeichnen. Um so wichtiger treten die Niederlande und England hervor. Holland als ein Zentrum der europäischen Buchkunst sah damals die von Ludwig Elzevier ins Leben gerufenen ersten Buchversteigerungen. In den niederländischen Städten blühte der Antiquariatsbuchhandel – und mit welchen Kostbarkeiten! Dieses außerordentlich wichtige Gebiet der Bibliophilie fand in Holland seinen wichtigsten Mittelpunkt. In England hingegen erfolgte um jene Zeit eine der namhaftesten Gründungen, die der neuen Oxforder Universitätsbibliothek. Ihr Stifter, Sir Thomas Bodley (1544–1613), nach dem sie genannt wird, bestimmte sie für die Allgemeinheit, für den akademischen Unterricht und die wissenschaftliche Forschung. Sie wurde eines der großen Zentren für den geistigen Kampf.

Das ausgesprochene Gegenstück zur Bodleiana wird im Süden um diese Zeit gegründet, die Ambrosiana. Ihr Schöpfer ist der mächtige Erzbischof von Mailand, Kardinal Federico Borromeo (1564–1631), Vetter des großen Barockheiligen Carlo Borromeo. Durch Ankauf eines stattlichen Teils der Bibliothek des Paduaners Pinelli – zu einem Preis von 60000 Lire – verstand es Borromeo, den Grundstock für seine Stiftung zu

legen. 1602 begann man die Schätze aufzustellen. Am 8. Dezember 1609 wurde die Bibliothek feierlich eingeweiht, wobei sie den Namen des Mailänder Schutzpatrons erhielt und seitdem als Biblioteca Ambrosiana zu den gefeiertsten Instituten der Welt gehört. Das Ziel, das dem Kardinal bei der Verwirklichung seiner Bibliothekspläne vorschwebte, war von Anfang an, einer fachlich hochgebildeten Klerikergemeinde die nötigen wissenschaftlichen Unterlagen für Lehre und Forschung zu bieten, innerhalb der großen katholischen Erneuerungsbewegung, die mit dem Tridentinum einsetzte. Diese Geistlichen sollten einerseits die Schätze der Ambrosiana erforschen, auswerten, sie zugänglich machen, andererseits die weiteren Benutzer der Bibliothek, die von Anfang an der Allgemeinheit offenstand, in ihren Nachforschungen selbst wieder nachhaltig unterstützen.

Ähnlich Pinelli und anderen großen Bibliophilen verfügte Borromeo über weltweite Beziehungen. Seine Agenten bereisten das Mittelmeer in allen Richtungen, dazu Deutschland, Frankreich usw. Sie fahndeten nach alten Büchern, besuchten regelmäßig die Werkstätten und suchten hier nach Pergamenten, die zur weiteren Verarbeitung gelangen sollten. Schon zu Beginn brachte er eine Sammlung von etwa 12000 Manuskripten zusammen, eine Zahl, die seither auf 35000 angewachsen ist, wozu noch rund eine halbe Million Drucke, darunter viele Inkunabeln, kommen. Mit Recht darf man Federico Borromeo einen der größten Bibliotheksgründer Italiens nennen, dem es zugleich noch gelang, hochbedeutende Handschriftenbestände zu erwerben und sie so vielleicht überhaupt der Nachwelt zu erhalten.

Von ungewöhnlicher kultur- und geistesgeschichtlicher Bedeutung ist die Ambrosiana zumal durch einen ihrer wichtigsten geschlossenen Handschriftenfonds, denjenigen aus Bobbio, jenem großartigen Zentrum frühmittelalterlichen Geisteslebens². Bobbio ist bekanntlich die Alters-

² Für Bobbio verweise ich vorzüglich auf E. A. Lowe, *Codices latini antiquiores*, III, Oxford 1938, Nr. 304–365, mit Literatur auf S. 43 ff., vgl. ferner die einschlägigen Partien in dessen I. Band (Vatikanische Hss.) sowie die Einleitung und die Partien über Turin im bevorstehenden IV. Band. Ebenda auch die einschlägige Literatur. Von dem von Carlo Cipolla mit so großer Sachkenntnis unternommenen Werk über die Bobbieser Hss. (*Collezione paleografica bobbiese*, Vol. I, Milano 1907) ist leider erst derjenige über die Turiner Bestände erschienen. Für die Geschichte des Klosters von großem Wert Carlo Cipollas *Codice diplomatico del monastero di S. Colombano di Bobbio fino all'anno MCCVIII* (Fonti per la Storia d'Italia), vol. 1–3, Roma 1918. Bedeutungsvoll die Darlegungen von Kardinal Giovanni Mercati über Bobbios Geschichte.

gründung des irischen Gelehrten Columban von Bangor (gest. 615), dem wir u. a. auch die Stiftung des berühmten fränkischen Reichsklosters Luxeuil in den Vogesen verdanken. 612 nahe bei einer viel älteren, damals nur noch teilweise erhaltenen Peterskirche gegründet, bildete Bobbio seitdem das regelmäßige Absteigequartier der wanderlustigen Iren, die bis tief ins Mittelalter das große Kloster im Tal der Trebbia aufsuchten. Bobbio ist das älteste Monasterium der Langobardenzeit. Es wurde all die Jahrhunderte von Königen und Päpsten mit reichen Privilegien bedacht, so daß sich sein Grundbesitz über die ganze Lombardei hinweg, dann nach Südwesten bis Genua, ja selbst nordwärts bis in die Schweiz hinein erstreckte. Es zählte zu den reichsten und mächtigsten Abteien des Mittelalters, das große Gegenstück zum beneventanischen Monte Cassino. In den ersten Jahrhunderten seiner Geschichte, besonders in seiner Blütezeit, etwa unter Abt Gerbert, dem späteren Papst Silvester II., war es eines der bevölkerterten Klöster.

Heute als Bischofsstadt von einer gewissen lokalen Bedeutung, war die Stiftung Columbans einst einer der blühendsten Mittelpunkte abendländischer Kultur. Wenn auch spät gegründet, bot es doch als das bevorzugte langobardische Reichskloster den geistig und religiös Ringenden eine sichere Zuflucht. In der Überlieferungsgeschichte der klassischen römischen Literatur wie der lateinischen Bibelübersetzung kommt seiner Bibliothek, seinem Scriptorium eine allererste Stellung zu. Bis vor kurzem war die von Rudolf Beer und andern deutschen Gelehrten verfochtene These, wonach viele vorbobbiesische Codices aus der berühmten Bibliothek Cassiodors in Vivarium herstammten, fast unerschüttert und Allgemeingut geworden. So verlockend diese Behauptung ist, so muß sie nach den jüngsten überzeugenden Darlegungen des besten Kenners der älteren lateinischen Handschriften, E. A. Lowe, fallengelassen werden. In seinen grundlegenden Untersuchungen im vierten Band seiner «Codices latini antiquiores» hat Lowe überzeugend dargetan, daß es von Vivarium nach Bobbio keine Verbindung gibt³. Dessenungeachtet ist die Bedeutung Bobbios für die Überlieferungsgeschichte römischer Autoren um nichts geringer. An die Stelle von Vivarium, dem gewiß ein Glanz

schon durch den Namen seines großen Gründers Cassiodor anhaftet, treten andere, sehr wahrscheinlich norditalienische Schreibwerkstätten der Spätantike, die auf einem nicht geringeren kalligraphischen Niveau standen wie jenes. Der Grundstock der Bobbieser Bibliothek geht mit Sicherheit auf solche spätrömische Bestände zurück. Weitaus der wichtigste Bestandteil der alten Bobbieser Bibliothek liegt heute in der Ambrosiana, weitere sehr wertvolle Bestandteile im Vatikan und in Turin. Uralte Codices, die sich in Paris, St. Gallen, London, Leningrad usw. befinden, kamen wahrscheinlich oder nachweislich aus Bobbio. Außer diesen spätantiken Schätzen sind viele jüngere zu verzeichnen. Seit 614 ist in Bobbio selbst emsig geschrieben worden. Die ersten zwei bis drei Jahrhunderte sind besonders aufschlußreich. Hier entwickelt sich ein buntes Nebeneinander von Schriften, die deutlich die internationale Herkunft seiner Bewohner widerspiegeln. Die altitalienische Buchminuskel steht neben der von den Iren gewöhnlich gebrauchten Insulare verschiedener lokaler und regionaler Färbungen. Dazu treten hochinteressante Misch-

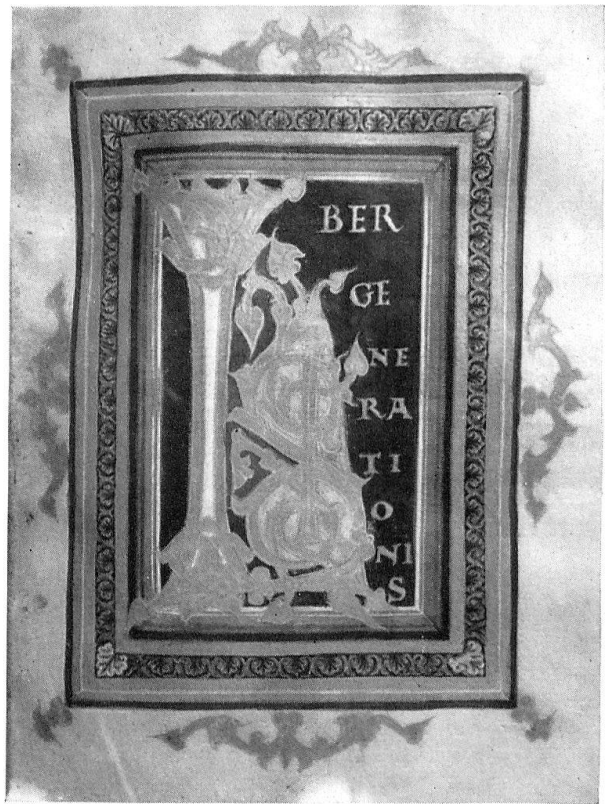


*Evangeliar der Kölner Malschule (spätes 10. Jhdt.)
Bibl. Ambros. C. 53 sup.
Titel zum Beginn des Lukas-Evangeliums*

³ Vgl. dazu übrigens die jüngsten Darlegungen von Leslie Webber Jones, An introduction to divine and human readings by Cassiodorus Senator, Columbia Univ. Press, New York 1946, 44 ff.

schriften dieser Minuskeln. Hinzukommen sporadisch spanische, fränkische Schriftarten. – Früh erhielt Bobbio Bücher von auswärts geschenkt. Die Iren, die das Kloster ihres großen Vorbildes, Columban, besuchten, ließen nicht selten ihre Bücher dort. Ein bekanntes Beispiel der berühmte Dungal. Rasch wuchs die Bobbieser Bibliothek zu einer der größten des Abendlandes. 835 verbreitet sich bereits Abt Wala in seinen Statuten über das Amt des Bibliothekars. Leider ist kein Katalog aus den ersten Zeiten erhalten. Der erste, aus dem 11. Jahrhundert stammend, umfaßt immerhin vieles Alte und dürfte vielleicht auf frühere Listen zurückgehen. Er verzeichnet für damals 666 Bände. Die Bibliothek enthielt einen seltenen Reichtum an römischen Autoren und christlichen Schriftstellern. Im 15. Jahrhundert vermerkte ein bedächtiger Bibliothekar auf den noch vorhandenen Bänden die klösterliche Provenienz: Liber sancti Columbani de Bobio, meist auf der ersten aufgeschlagenen Seite. 1461 kam ein stattlicher zweiter Katalog zustande, die Codices wurden neu nummeriert und aufgestellt, der Inhalt auf dem vorderen Spiegelblatt angemerkt. Ein Teilverzeichnis stammt ferner von 1493.

Wie St. Gallen zur Zeit des Konstanzer Konzils von einem Poggio «entdeckt» worden war, so geschah es 1493 mit Bobbio in der Person des Giorgio Galbiato, einem Mitarbeiter des bekannten Giorgio Merula. Die Entdeckung der uralten und höchst wertvollen Bibliothek, die offenbar noch sehr vollzählig beisammen war, bedeutete ihren Ruin. Denn kaum war den Humanisten das bobbiesische Wunderland bekannt, begann auch schon die Plünderung seiner Schätze. Das 15. und 16. Jahrhundert waren so von großem Unheil. Abgesehen von vielen verstreuten Manuskripten, an deren Sammeln man immer noch ist, sind die wichtigsten Fundstätten Turin, wohin bereits unter Herzog Karl Emanuel I. (1580 bis 1630) ein Teil gelangt war und im 19. Jahrhundert dank Amedeo Peyron weitere Fragmente kamen, eine prachtvolle Sammlung, die dann durch die große Feuersbrunst von 1906 sehr gelitten hat; Mailand, wo 1606 bedeutsame Bestände in die dortige Ambrosiana gelangten, Rom, dank den Bemühungen Papst Pauls V., der 1618 für die Vaticana erhebliche Reste ankauft. Als daher die großen Kenner abendländischer Handschriften, ein Mabillon, ein Muratori usw., Bobbio besuchten, war der allergrößte Teil seiner Bibliothek bereits zerstreut. 1722 gab es nur noch



*Evangeliar der Kölner Malschule (spätes 10. Jhd.)
Bibl. Ambros. C. 53 sup.
Initiale L*

120 Bände an Ort und Stelle und dies wenige kam zwischen 1801 und 1803 unter den Hammer. So waltete ein außerordentlicher Unstern über dieser Bibliothek. Mit die wertvollsten, ältesten Codices besitzt die Ambrosiana, wovon manch herrlicher Band 1946 in Luzern ausgestellt war, eine Augenweide für den Mediävisten, den klassischen Philologen, den Kirchen- und Rechtshistoriker.

Der Bobbieser Bestand der Ambrosiana ist unzweifelhaft der philologisch wertvollste der ganzen Sammlung lateinischer Manuskripte. Er ist natürlich nicht der einzige. Auch die uralte Kapitelsbibliothek von Mailand, allerdings nicht zu vergleichen mit der veronesischen, gelangte in ihren Besitz. Wieviel aus anderen älteren Klöstern und Kirchen Italiens, vorab der lombardischen Erzdiözese, dahin gelangt ist, dürfte schwer abzuschätzen sein. Aus dem Tessin stammen z. B. die liturgiegeschichtlich wichtigen Missalien von Biasca und Lodrino. Dieses letztere, das gleichfalls ausgestellt war, ist in prächtiger breiter karolingischer Minuskel, wohl frühes 10. Jahrhundert, geschrieben. Die Lokalisierung und Datierung



*Evangeliar der Kölner Malschule (spätes 10. Jhdt.)
Bibl. Ambros. C. 53 sup.
Der Evangelist Markus*

bereitet dem Fernerstehenden darum Schwierigkeiten, weil bis jetzt nur sehr wenig Material an Handschriften des 9. bis 11. Jahrhunderts aus Oberitalien faksimiliert vorliegt. Jedenfalls stammt der Codex aus einer kultivierten Schreiberwerkstatt. Die einzelnen Initialen zeigen einen recht charakteristischen Ornamentstil mit Flechtmustern usw. Manches Stück nichtitalienischer Herkunft ist gleichfalls in der Ambrosiana zu finden. Über schweizerische Stücke, darunter die drei kostbaren Engelbergenses des 12. und 13. Jahrhunderts und den, wie ich vermute, aus der elsässischen Basler Gegend stammenden Josephus De Antiquitatibus Judaicis hat sich Giovanni Galbiati ansprechend verbreitet. Wahrscheinlich aus der Kölner Gegend stammt das überaus kostbare Evangeliar C. 53 sup., ein Meisterwerk der späten Ottonenzeit, mit sehr eindrucklichen Anklängen an spätantik-byzantinische Vorbilder, in weiter Verwandtschaft mit Werken der karolingischen Palastschule. Elsässischen Ursprung vermutet man bei der bekannten illuminierten Handschrift von Otto von Freising's Chronik (13. Jahrhundert). Dem weiten

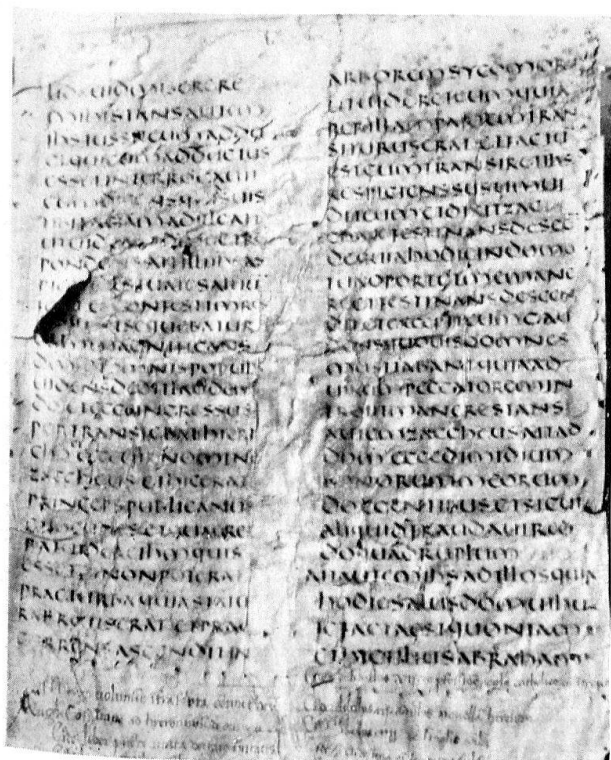
abendländischen Kreis der hoch- und spätgotischen Buchkunst und nicht minder derjenigen der Frührenaissance gehören zahlreiche in Kalligraphie und Illumination gleich hervorragende Erzeugnisse einzelner Werkstätten und Meister an.

Trotz dieser bunten Zusammensetzung wird man die Ambrosiana – abgesehen natürlich von den sehr vielen griechischen und orientalischen Handschriften – vor allem als eine italienische Sammlung betrachten. Zum Studium der altitalienischen Buchschrift des 5. bis ca. 10. Jahrhunderts und damit auf weite Strecken der spätantiken und frühabendländischen überhaupt, eignet sie sich in besonders hohem Maße. Nur die vatikanische Bibliothek ist unter den italienischen Sammlungen überhaupt reicher an lateinischen Handschriften aus der Zeit vor 800. Den vollständigen Überblick über die italienischen Schätze dieser älteren Zeit (bis 800) werden die beiden Italien-Bände von Lowes «Codices latini antiquiores» bieten und so die hervorragende Bedeutung der Ambrosiana auch in dieser Richtung dartun. Einzig Verona kommt wohl annähernd als gleichbedeutend mit dem großen Mailänder Bestand in Betracht, während Florenz, Neapel, Turin, Venedig usw. stark in den Hintergrund treten.

Die Buchausstellung der «Ambrosiana» in Luzern 1946 war deshalb für den Laien und Kenner ein ganz seltener Genuß. Geschickt hat die Leitung eine für die ältere Epoche durchaus auf Italien beschränkte Schau und damit ein geschlossenes Bild der dortigen Schriftentwicklung bis auf Karl den Großen geboten.

Noch in der Spätantike entstanden die herrlichen Fragmente der illuminierten Iliashandschrift (Wende des 4. Jahrhunderts), mit ihren 52 hochinteressanten Blättern, ihren reichen Miniaturen, in jenem Bildstil, der für spätantike Malereien so charakteristisch ist. Die Schrift dieses Codex ist die griechische Unziale, eine Majuskel, wie sie in der römischen Kaiserzeit für literarische Denkmäler sehr beliebt war. Ihr parallel lief die lateinische Unziale, etwas jünger, seit dem 4. Jahrhundert überall, wo man lateinisch schrieb, für die Codices stark bevorzugt, während die Capitalis quadrata und rustica immer mehr in den Hintergrund traten. Die lateinische Unziale, wie sie heute, leider meist nicht rein, teilweise in Nachahmung kommt, ist in zahlreichen Bobbieser Handschriften vertreten, so daß sich ihre Entwicklung vom 4. bis 7./8. Jahr-

hundert trefflich verfolgen läßt. Einige Stücke davon zierte die Luzerner Ausstellung, so das berühmte Lukasevangelium (ausgehendes 5. Jahrhundert), eines der schönsten Beispiele der klassischen Unziale, aus einem bedeutenden kalligraphischen Zentrum hervorgegangen. Jüngere Unzialen zeigten der Prudentius (Ambros. D. 36 sup., 6. Jahrhundert, mit vielen insularen Korrekturen und Marginalien), das Bibelfragment Ambros. D. 30 inf. (7. Jahrhundert), die Homilien Gregors des Großen zu Ezechiel (Ambros. S. 36 sup., 7. Jahrhundert), ein Fragment des Gelasianischen Sakramentars (Ambros. M. 12 sup., 7./8. Jahrhundert) oder der berühmte Ambrosianus I. 101 sup. (Mitte 8. Jahrhundert) mit dem bekannten Canon Muratorianus und andern Schriften, nach Lowe wahrscheinlich in Bobbio geschrieben. – Daß neben dem Latein und Griechisch auch andere Sprachen des Mittelmeerkreises die Unziale benützten, bekunden etwa die Texte des Ulfilas in gotischer Unziale. Mehrere dieser berühmten, übrigens durchwegs palimpsestierten Texte, so die Ambrosiani I. 61 sup., S. 36 sup. und S. 45 sup., mit Unziale bzw. Halbunziale als oberer Schrift, befanden sich auch in Luzern.



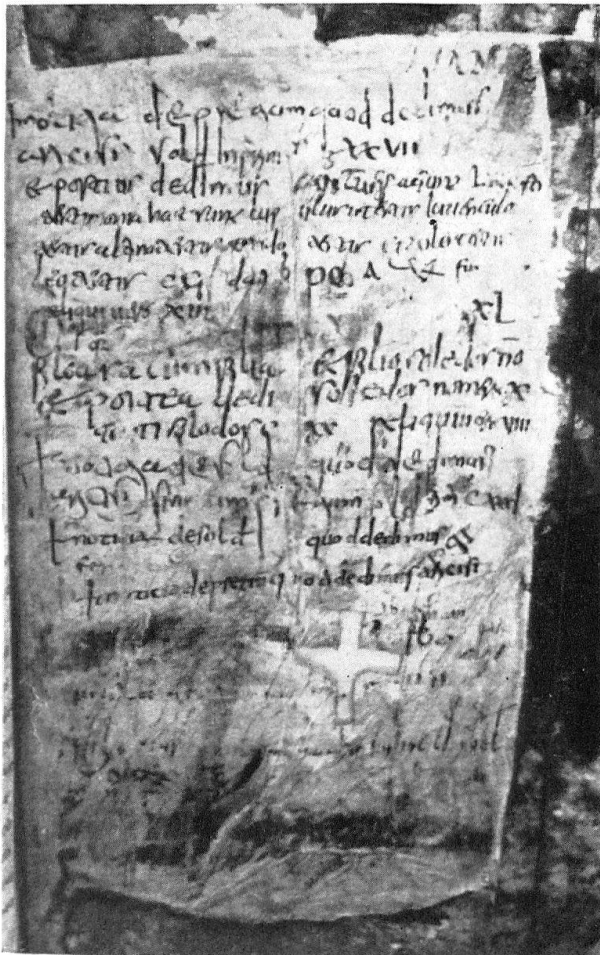
*Fragment des Lukas-Evangeliums
Bibl. Ambros. O. 210 sup.
Unzialcodex aus einem bedeutenden italienischen
Zentrum, Ende 5. Jhdt.*

Neben die Unziale tritt als weit gebrauchte Buchschrift die Halbunziale, in ihrer Entwicklung und in ihren verschiedenen Formen sehr viel schwieriger erkennbar als etwa die Unziale. Aus der großen Zahl von Halbunzialcodices der Ambrosiana hat die Ausstellung nur einige wenige gebracht, wobei die Differenzierung zwischen den einzelnen Typen zu wenig berücksichtigt wurde. Gerne hätte man noch andere wichtige Stücke gesehen, wie jenes bedeutende Beispiel für gemischte Halbunziale oder Kursivunziale, 5./6. Jahrhundert, mit Vergil (Cimelio MS. 3), den vielleicht in Verona entstandenen Codex C. 77 sup., mit des Clemens Recognitiones, oder den Lucaskommentar des Ambrosius, H. 78 sup., oder die Sermones des Severianus, C. 77 sup., alle 6. Jahrhundert. – Treffliche Beispiele jener uralten und berühmten, meist erst in neuerer Zeit – also nicht von den Humanisten! – entdeckten Palimpseste, in denen sich ja gerade die Bobbieser Bibliothek ausgezeichnet hat, lernte man ebenfalls kennen, von ganz besonderem Interesse dabei die drei Ulfilasfragmente aus dem 6. Jahrhundert mit den darüber geschriebenen Texten des frühen 7. Jahrhunderts. Unter diesen Schriften ist übrigens auch die Capitalis rustica vertreten (Ambros. G. 82 sup., Plautus, 5. Jahrhundert, unter Buch der Könige, in Unziale).

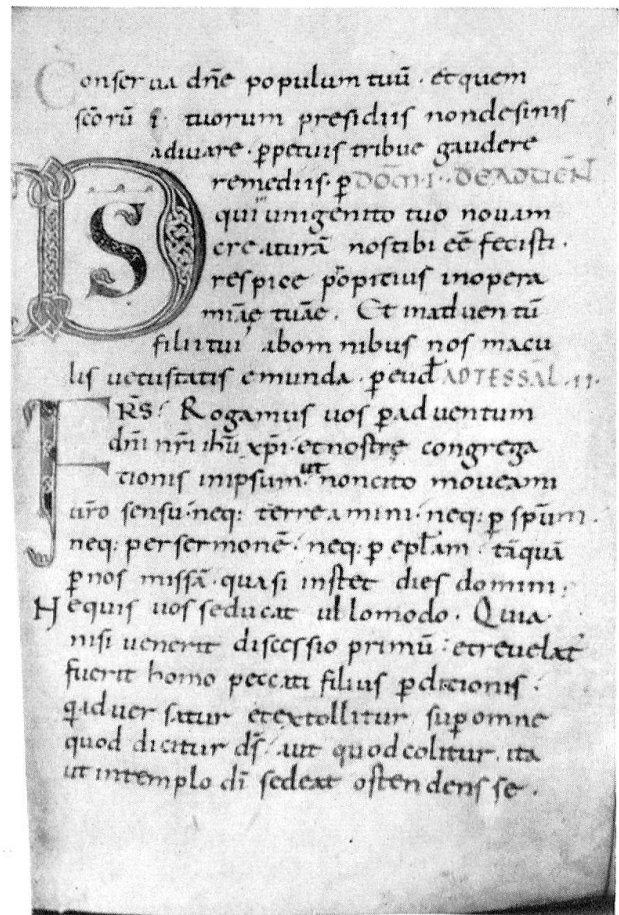
Wie man in der Spätantike, vom 4. bis 6. Jahrhundert, geschrieben hat, zeigte einem die Luzerner Ausstellung an mehreren prächtigen Beispielen, auserlesenen Kleinoden, die die Bewunderung der Philologen und Paläographen besitzen, aber auch für jeden, der sich für die europäische Schriftgeschichte nur einigermaßen interessiert, von großer Bedeutung sind. Die Ausstellung indessen tat noch ein übriges, indem sie auch die äußere Hülle für ein wertvolles Buch, worauf die antike Welt einen nicht geringen Wert gelegt hat, anhand einiger besonders schöner, kulturhistorisch merkwürdiger Einbände der Zeit zur Darstellung brachte. In jener Welt des ausgehenden Altertums wurden oft als Buchdeckel Diptychen verwendet, zwei Elfenbeintafeln, die reich geschnitzte Außenseiten aufwiesen, mit ornamentalem oder figürlichem Schmuck. Die aus dem Domschatz von Monza und dem Museo Civico Cristiano zu Brescia ausgestellten Stücke dieser Art haben den Kenner ganz besonders entzückt. Der früheste dieser Einbände, das bekannte Diptychon des Stilicho (Ende 4. Jahrhun-

dert), aus dem frühen 5. Jahrhundert das Diptychon Quirinianum, das Diptychon mit Muse und Dichter, dasjenige der Lampadier. Vom Ende des 5. Jahrhunderts das Konsulardiptychon des Konsuls Boethius. Davon nun so verschieden der herrliche Prunkeinband des sogenannten Evangeliiars der Königin Theudelinde (ca. 600). Sehr viel einfacher der karolingische Einband des Ambros. I. 101 sup., charakteristisch in seiner Art für die Mehrzahl der früh- und hochmittelalterlichen Einbände. Prunkeinbände des Mittelalters selbst waren keine ausgestellt.

Mit dem Aufkommen der Minuskelskursive setzt in der Spätantike eine Entwicklung ein, die außerordentlich folgenreich für die ganze jüngere Schriftbildung wurde. Diese Minuskelskursive war über das Imperium Romanum verbreitet; überall, wo man lateinisch schrieb, verwendete man sie im täglichen Leben, aber auch, etwas



Urkundliche Aufzeichnungen des 8.–10. (?) Jhdts. in norditalienischer Kursive, heute Schmutzblatt des MS. I. 101 sup. der Bibl. Ambros. Beispiel italienischer Alltagschrift des 8. Jhdts.



Missale von Lodrino (10. Jhd.)
Bibl. Ambros. A. 24 inf.

Gepflegte karolingische Minuskel, wohl lombardisch.
Frühes 10. Jhd.

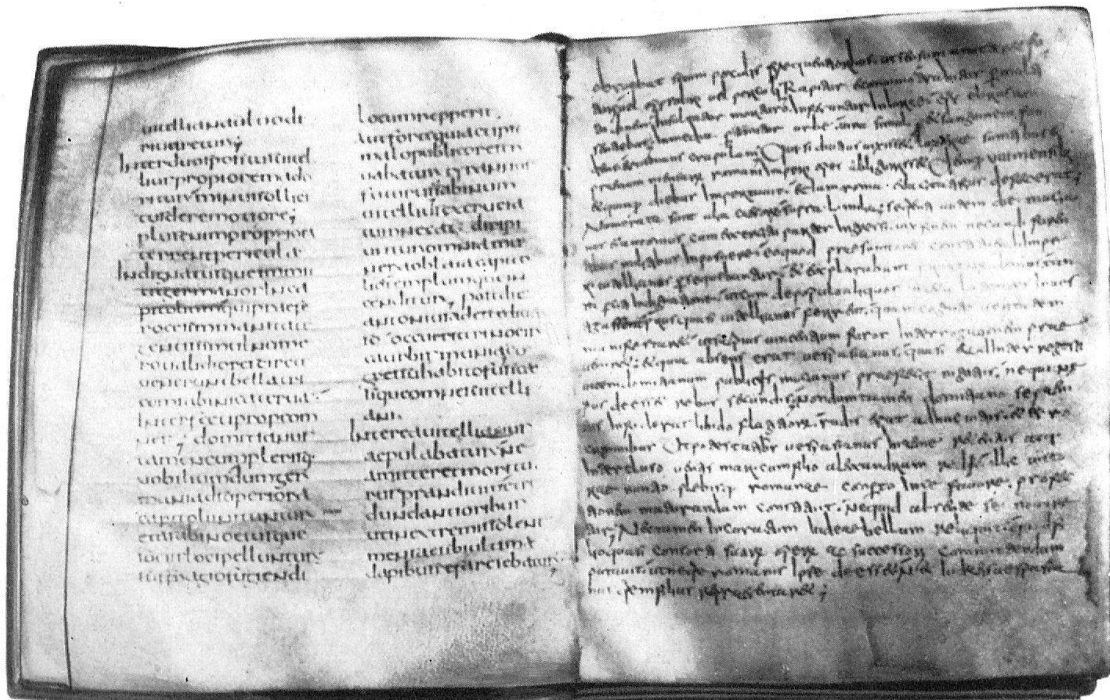
sorgfältiger, zu Marginalien in Büchern. In Italien hat sich dabei die Minuskelskursive, die bereits im 4. Jahrhundert ziemlich ausgebildet erscheint, geradlinig weiter entwickelt, und zwar in zwei Richtungen – in kursiver Gestalt als eigentliche Geschäfts- und Urkundenschrift, daneben aber durch einen Kalligraphisierungsprozeß zur Buchminuskel. Diese altitalienische Buchminuskel ist nun ebenfalls durch treffliche Beispiele aus der Biblioteca Ambrosiana belegt. Ich erinnere nur etwa an den wichtigen Papyrus Cimelio MS. 1, Josephus De Antiquitatibus Judaicis, 6. Jahrhundert, oder den aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts stammenden Ambros. C. 98 inf. M. 77 sup. mit den Homilien des Maximus Taurinensis. Die in Italien ziemlich geradlinig verlaufende Entwicklung wurde seit Mitte des 8. Jahrhunderts unterbrochen. Ein hochbeachtenswerter Prozeß veränderte die Buchminuskel und zwang sie in bestimmte kalligraphische Bahnen, wobei «ausländische» Ein-

flüsse von Frankreich, Spanien her von großem Gewicht wurden. So bildete sich über ganz Italien hin die italienische vorkarolingische Minuskel, deren Entstehung Luigi Schiaparelli in seiner grundlegenden Untersuchung «Influenze straniere nella scrittura italiana dei secoli VIII e IX» 1927 geklärt hat. Ein frühes Beispiel zeigt etwa der Ambros. C. 105 inf. mit des Hegesipps Jüdischem Krieg, 8. Jahrhundert, wo einzelne Seiten deutlich den Einfluß von Luxeuil erkennen lassen. Freilich handelt es sich bei diesem in Luzern ausgestellten Beispiel nicht um ein solches, bei dem der vorkarolingische Typus besonders deutlich in Erscheinung tritt, dazu befindet sich die Schrift in einem zu frühen Stadium der Entwicklung. Dafür wäre Ambros. L. 99 sup., mit den Etymologiae des Isidor, zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts, ein weit besseres Beispiel.

Schon bald nach 800 war Oberitalien der umfassenden Schriftreform zur Zeit Karls des Großen gewonnen. Recht unvermittelt setzt die karolingische Minuskel ein. Einzelne Beispiele bot die Luzerner Ausstellung u. a. mit dem «Liber Diurnus», dem bekannten zweiten Exemplar des berühmten «Formularbuches» der päpstlichen

Kanzlei, das aus einem oberitalienischen Kloster (Bobbio oder Nonantola) stammt, ähnlich wie dasjenige des Vatikans selbst und wie das dritte, das im holländischen Kloster Egmond-Binnen aufgefunden wurde. Ich vermute, daß man in der Lombardei, ähnlich wie z. B. in Graubünden und am Bodenseegebiet, noch recht lange unter einem gewissen nachwirkenden Eindruck der älteren vorkarolingischen Minuskel gestanden ist. Ein Beispiel dafür sehe ich in der Vita S. Ambrosii, im Sangallensis 569 (Teil I), der m. E. sehr wohl aus dem Mailändischen herkommen könnte. Leider bot die Ambrosiana in Luzern für die karolingische Minuskel in der Lombardei keine nennenswerten Beispiele: eines aus dem 10. Jahrhundert, das bedeutsame Missale nach ambrosianischem Ritus aus der Tessiner Kirche Lodrino. Aus so wenigem läßt sich natürlich kein Bild der lokalen, selbst regionalen Eigenheiten und Merkmale, der besonderen Entwicklung usw. der lombardischen karolingischen Minuskel gewinnen⁴.

⁴ Die Photographien wurden mir, z. T. auf Grund von Kleinaufnahmen, von den Herren Laeser und Müller zur Verfügung gestellt, wofür ihnen auch an dieser Stelle bestens gedankt sei.



Hegesipp, De bello Judaico. Bibl. Ambros. C. 105 inf.

Wahrscheinlich in einem hochstehenden Schreibzentrum Norditaliens 5./6. Jhdt. in Halbunziale geschrieben. Ein jüngerer, wohl Bobbieser Schreiber hat im 8. Jhdt. in ziemlich roher italienischer Buchminuskul Teile ergänzt.